

Constanze Dennig

Abgetaucht

Alma Liebekinds 1. Fall

Ein Wien-Krimi

AMALTHEA

Ich danke Friederike Lenart für ihre wichtige Mitarbeit und F. X. Zach für seine wertvollen Tipps.

Alle Namensübereinstimmungen und damit einhergehende Ähnlichkeiten zu lebenden Personen sind rein zufällig.

Besuchen Sie uns im Internet unter: www.amalthea.at

© 2014 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker, OFFBEAT

Umschlagfoto: Hans Leitner

Lektorat: Mag. Philipp Rissel

Herstellung und Satz: Gabi Adébisi-Schuster

Gesetzt aus der Sina Nova 10,2/12,5

Printed in the EU

ISBN 978-3-85002-890-5

eISBN 978-3-902998-13-2

1. Kapitel

»Die Dummheit gebiert unabsichtlich das Böse«, denke ich, als ich die Abteilung für geistig abnorme Rechtsbrecher in der Justizanstalt Wien-Mittersteig verlasse. Wie kann man nur so blöd sein und zwanzig Jahre Gefängnis riskieren, nur um ein Handy zu rauben, das dann beim Überfall auch noch kaputtgeht? Leider ist der Schädel des Handybesitzers ebenfalls kaputtgegangen und jetzt heißt es für den Räuber einsitzen. Für wie viele Jahre, hängt von meinem Gutachten ab.

Bestätige ich dem Täter für den Zeitpunkt der Tat aufgrund seiner Alkoholisierung eine verminderte Zurechnungsfähigkeit, werden es wohl nicht die vollen zwanzig Jahre werden. Ist die Zurechnungsfähigkeit bei diesem Mann generell nicht gegeben, fehlt ihm also die Dispositions- und Diskretionsfähigkeit, sprich, er ist entweder psychotisch oder einfach dumm, dann wird er wohl den Rest seines Lebens auf der Geschlossenen verbringen.

Für heute hab ich genug vom Bösen. Um mich abzulenken, werde ich die vorabendlichen Sonnenstrahlen im Café Sperl genießen und dazu ein Achtel Veltliner trinken. Dort werde ich auf meinen Liebsten warten, der sich hoffentlich nicht mehr als eine Viertelstunde verspäten wird.

Von der Justizanstalt Wien-Mittersteig gehe ich zu Fuß über den Naschmarkt bis ins Sperl. Schon bei der Margaretenstraße wird mein Schritt beschwingter, ich drücke mir die Stöpsel meines MP3-Players in die Ohren, scrolle zu Zufallswiedergabe und was höre ich? Nina Hagen singt: »Roter Mohn.« Alles ist gut.

Ich werde einen wunderbaren Abend, vielleicht die ganze Nacht, mit Michelangelo – ich nenne meinen Liebsten so, wenn

ich libidinöse Gedanken hege – verbringen. Sonst heißt er Michael. Und ich werde keine Sekunde an irgendwelche Wahnsinnigen denken. Sicher nicht! Schließlich ist heute Sonntag.

Im Sperl sind alle Tische bis auf den einen, der im Schatten steht, besetzt. Auch gut, ich soll sowieso keine Sonne bekommen, wegen der Hautalterung. Gut, lieber wäre mir schon ein Sonnenplatz nach all der geistigen Dunkelheit, die mich sowieso immer umgibt. Aber ich bin und bleibe gut gelaunt, aus.

Michelangelo wird heute pünktlich sein – sicher! Er wird wissen, wie wichtig seine Nähe gerade heute nach der Arbeit im Gefängnis für mich ist. Er wird hoffentlich schleunigst zu mir eilen, noch bevor ich in meine Après-Häfen-Schwermut falle.

Da mein MP3-Player nach der Hagen auf »Der Tod und das Mädchen« von Schubert hüpfte, muss ich mir: »Verdammt noch mal, das Leben ist schön« wie ein Mantra vorsagen. Das hilft aber nur so lange, bis mir die Uhr das Ausmaß von Michaels Verspätung anzeigt. Es ist für mich leider kein Trost, dass in der Zwischenzeit die anderen Tische auch im Schatten stehen. Ganz im Gegenteil, der Sonnenuntergang untermalt den Aufstieg der Melancholie.

Wie immer zu spät! Rücksichtslos, gedankenlos, egoistisch – höchste Zeit, dass ich mich von ihm trenne. Heute mach ich Schluss. Ich lasse mir seine Rücksichtslosigkeit nicht mehr länger gefallen. Wer glaubt er, dass ich bin? Ein Schulmädchen? Jemand, mit dem er so umspringen kann? Nein, heute werde ich ihm zeigen, wie es ist, wenn er mich verliert. Was hat er schon groß zu tun? So ein bisschen Kunst und Literatur, die kein Geld bringt. Ich hingegen rackere mich ab, während er nur auf Laisser-faire macht.

Da ich ja Schluss machen möchte, kann ich nicht auf und davon laufen. Sogar aufs Schlussmachen muss ich warten. Um mir die Zeit zu vertreiben, blättere ich eine Tageszeitung durch. Meinen MP3-Player drehe ich ab, mir ist nicht mehr nach romantischer Musik.

Die ersten zehn Minuten lese ich nur die Schlagzeilen – Sport ausgenommen –, die nächsten zehn Minuten versuche ich hinter den Inhalt der Politikerfloskeln zu kommen und dann bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als im Lokalteil die nebensächlichen Meldungen zu lesen. »Erratum: Bei der am 10. Juni am rechten Ufer des Donaukanals gefundenen weiblichen Leiche, die sich dort in einem Baum verfangen hatte, handelt es sich nicht, wie von uns irrtümlich behauptet, um Anna K., sondern um Sabine K. Laut Auskunft der Polizei ist Sabine K. bereits am 7. Juni ertrunken. Die Polizei schließt ein Fremdverschulden aus.«

Also wahrscheinlich Selbstmord. Der Bericht fängt meine Aufmerksamkeit. Ich blicke mich um, ob ich nicht dabei beobachtet werde, wie ich den Artikel aus der Zeitung herausreiße. Eine interessante Geschichte, die könnte zu meiner Publikation passen. Mir fehlen noch fünf Fälle, damit ich meine wissenschaftliche Arbeit über »Die Wahl der Todesart bei Suizid nach Kriterien der Psychopathologie« fertigstellen kann. Es gibt kaum wissenschaftliche Untersuchungen, die die Wahl der Mittel, um sich umzubringen, mit der Persönlichkeitsstörung des Selbstmörders gemeinsam analysieren. Es ist bekannt, dass es einen Unterschied zwischen den Geschlechtern, was die Art sich zu töten betrifft, gibt.

Es gibt aber kaum Untersuchungen zur Sozialisation und zu anderen psychischen Parametern. Mich interessiert, was einen Selbstmörder dazu bringt, sich eben, wie in obigem Fall, zu ertränken. Die einfachste Möglichkeit, sich zu töten, scheint kein Kriterium zu sein. Selbstmörder sind umständlich. Statt sich einfach aus dem Fenster zu stürzen, wählen sie die absurdesten und aufwendigsten Tötungsarten.

Michael hat Glück! Ich bin so durch diese Zeitungsnotiz abgelenkt, dass ich auf ihn und sein Zuspätkommen komplett vergesse. Als er dann endlich erscheint, bin ich damit beschäftigt, mir Notizen zu machen, und hätte mir gewünscht, dass er mich nicht dabei stört.

»Du bist zu früh«, sage ich als Begrüßung. Er ist enttäuscht, hat sich wohl erwartet, dass ich ihm um den Hals falle.

»Ich wurde aufgehalten ...«

»Wieso nicht länger? Ich arbeite noch.«

»Sei nicht so zynisch.«

»Ehrlich«, und zeige ihm den herausgerissenen Artikel.

»Hm, und ich hatte schon ein schlechtes Gewissen.«

»Solltest du auch haben, trotzdem.«

Er küsst mich auf den Hals. Und mir wird warm. Dann noch einmal. Und mir wird wärmer. Dann auf den Mund. Und mir wird heiß. Wir gehen.

»Zu dir?«

»Zu mir.«

Wir gehen zu ihm. Eigentlich mag ich das gar nicht so, weil es erstens bei ihm immer unordentlich ist und ich zweitens lieber in meinem Bett aufwache. Aber heute ist mir nicht mehr nach Auseinandersetzung. Ich will geliebt werden, und aus. Und da kann man sagen, was man will, das kann er, mein Michelangelo. Ist eben auch da ein Künstler. Lässt sich Zeit und genießt und genießt und genießt. Da bleibt mir gar nichts anderes übrig, als auch zu genießen, zu genießen, zu genießen. Sogar wenn unsere Leidenschaft dann befriedigt ist, ist es immer noch schön. Dann kuscheln wir uns ganz eng zusammen und schlafen so lange Körper an Körper, bis einer von uns ein steifes Genick bekommt. Meistens ich. Der, bei dem als Erstem die Wirbelsäule einrastet, der dreht sich dann auf seine Seite. Meine ist die rechte, von vorne gesehen.

Wenn ich aufstehe, selbstverständlich vor ihm, mache ich, falls wir bei mir zu Hause sind, Frühstück. In seiner Wohnung ergreife ich allerdings lieber die Flucht, denn seine vergammelte Küche bereitet mir morgens Übelkeit. Tja, da ist nichts mehr zu machen, ich meine erziehungsmäßig. Michael ist ein schrulliger Lebenseingeselle. Entweder ich halte seine Unarten aus oder ich muss

auf seine Liebeskünste verzichten. Immerhin ist es mit ihm kurzweilig und leider liebe ich ihn auch noch dazu.

Ich denke, er ist ein besserer Lebenskünstler als Schriftsteller, aber das traue ich mich nicht zu sagen. Ein Lebenskünstler wie er lebt von seinem verinnerlichten Bild von sich. Nimmt man ihm das weg, dann ist er weder kurzweilig noch Künstler. Und dann, dann habe ich auch nichts mehr von ihm.

Bevor ich endgültig aufwache, schwirren unzusammenhängende Gedanken durch mein Hirn, das sich noch in den REM-Phasen des Schlafs befindet. So ein Zustand, nicht Traum, nicht wach, plagt mich täglich. Ich mag das gar nicht, wenn meine Gedanken nicht geordnet, nicht auf einen Fokus zielgerichtet sind. Deshalb ziehe ich es immer vor, sofort aufzuwachen und aufzustehen. Mich noch einmal in einen tiefen Schlaf zu zwingen, dauert mir zu lange. Michael meint, das sei die präsenile Bettflucht, aber das ist ein Klischee bei einer Frau von fünfundvierzig. Präsenil war ich dann wohl schon mit sechzehn. Während er mit seinen sechsunddreißig Jahren und vier Monaten die postsenile Schlafsucht hat.

Jedenfalls stehe ich wie immer um sieben auf, ziehe meine auf dem einzigen Sessel des Schlafzimmers gemixt mit seinen Klamotten liegenden Kleider aus dem Textilhaufen und stampfe demonstrativ laut aus dem Raum. Ich hoffe, Michael wacht auf und zieht mich noch einmal zu sich. Aber er schläft weiter. Der Tag beginnt mit einer Enttäuschung. Michael ist ein Ignorant, kein Feingefühl. Ich könnte mich ja zu ihm hinunterbeugen und ihn küssen, aber ich will, dass er von selber spürt, dass ich jetzt gehe. Auch gut, dann fällt mir die Trennung nicht so schwer.

Während der Fahrt mit der U-Bahn nach Hause, um zu duschen, tauche ich in den morgendlichen Sumpf menschlichen Unglücks ein. So eine U-Bahn-Fahrt ist ein Eldorado für Misanthropen. Angesichts dieser Masse an deprimierten Gesichtern kann man gar nicht mehr auf die Idee kommen, dass menschliche

Gesichter auch lächeln können. Zu Hause angekommen, bin ich auf meinen Arbeitstag gut eingestimmt.

Da ich erst am Nachmittag Ordination habe, beschließe ich, mich um Sabine K. zu kümmern. Ich rufe meinen Studienkollegen Dr. Marchel auf der Gerichtsmedizin an:

»Hier Alma. Ich will was ...«

»Wie immer. Du könntest dich auch einmal melden und mich zum Beispiel fragen, wie es mir geht. Einfach so. Ich meine ohne Leiche und ohne Todesart.«

»Gut, Manfred, wie geht es dir?«

»Super, wenn man davon absieht, dass im Institut gerade die Decke auf mein Mikroskop herunterbröckelt, die Heizung nicht funktioniert ...«

»Es ist Frühling, wozu brauchst du da eine Heizung?«

»Es könnte wieder kalt werden, es könnte wieder regnen ...«

»Weichei! Zieh dir einen Pullover an. Ich hab in der Zeitung gele...«

»Nein, bitte nicht. Die Wasserleiche?«

»Genau, die.«

»Uninteressant, klassisch, Selbstmord.«

»Ich besuch dich, möchte sie sehen.«

»Nur, wenn du mit mir nachher essen gehst.«

»Dann hab ich keinen Appetit mehr.«

»Was kann ich tun, dass du diesen Versager verlässt?«

»Immer vor der Leiche mit mir essen gehen.«

»Aber nach der Leiche hast du keinen Appetit mehr auf Sex.«

»Lass es, Manfred, irgendwann schaffen wir es ohne Leiche, ich verspreche es. Kann ich jetzt kommen?«

»Na, gut. Dann esse halt nur ich was, nachher.«

Wieder U-Bahn, diesmal weniger Gesichter, die deprimiert dreinschauen. Das Morgentief der gesamten Wiener Bevölkerung endet normalerweise um circa elf, denn da geht's bald in die Mittagspause. Drum ist es am besten, um Mittag herum mit den Öffis

zu fahren. Da sind die Leute schon besser gelaunt, aber noch nicht betrunken, wie am Abend. Leider lässt sich dieser Rat nicht immer beherzigen, denn zum Spaß fährt wohl niemand.

Beim Schottentor wechsele ich von der U-Bahn in die Straßenbahnlinie 37. Wegen der Bauarbeiten an den Gleisen wäre es besser gewesen, ich wäre gleich zu Fuß bis ins Gerichtsmedizinische Institut gegangen, das sinnigerweise in der Sensengasse ist. Ich frage mich schon seit Längerem, ob 1784, als die Gerichtsmedizin dorthin verlegt wurde, irgendein kreativer Beamter absichtlich die Straße so benannt hat oder aber, falls es die Sensengasse damals schon gegeben hat, dieser kreative Beamte bestimmte, dass das der richtige Ort für das Geschäft der Leichenbeschauer sei.

Ich werde Manfred fragen, ob er das weiß. Ihm sozusagen eine Ursache-Wirkung-Frage stellen. Manfred weiß nämlich Dinge, die von keinerlei Bedeutung für das tägliche Leben sind. Das schätze ich sehr an ihm. Welcher Mensch kann sich schon den Luxus erlauben, sein Gehirn mit Informationen zu füllen, die keine Umwegrentabilität haben? Der normale Mensch nimmt Informationen zielgerichtet auf. Was nützt ihm dieses Wissen, was kann er davon profitieren? Falls das Gehirn feststellt, dass sich aus dieser Information kein, vor allem pekuniärer, Vorteil ergibt, wird die Information erst gar nicht abgespeichert. Manfreds Gehirn sucht sich aber gerade diese Mitteilungen aus, die gar nichts einbringen.

Nach meiner Straßenbahnodyssee, die mir immerhin diese interessante Frage beschert hat, schlendere ich Richtung Gerichtsmedizin. Bevor ich das Gebäude betrete, ziehe ich noch einen Kaugummi aus der Handtasche. Irgendwie habe ich immer das Gefühl, dass der Pfefferminzgeschmack den schrecklichen Geruch der Leichen abmildert. Ist zwar Einbildung, aber der Kaugummi vermittelt mir den Eindruck von Frische. Noch besser wäre es, sich eine Zigarette anzuzünden, aber leider bin ich Nicht-

raucherin. Und nur wegen der wenigen Besuche im Leichenschauhaus werde ich auch nicht zu rauchen beginnen. Manfred raucht verständlicherweise. Anders ist sein Job wohl nicht auszuhalten.

Manfred hat sein Büro im 1. Stock, aber er erwartet mich schon vor dem Eingang, rauchend. Wir küssen uns auf die Wange, rechts, links. Er versucht immer, von meinen Wangen Richtung Lippen zu rutschen, aber ich bin auf der Hut und drehe immer rechtzeitig meinen Kopf weg, sodass er die Luft küssen muss. Ich finde, ein Leichenschauhaus ist keine stimulierende Umgebung. Zumindest nicht für mich.

Manfred ist gerne hier. Eben Gewöhnung. Er kann sogar seinen zerschnipselten Leichen eine ästhetische Komponente abgewinnen. Jedenfalls tut er so, wenn er mir begeistert einen offenen Schädel mit einer Hirnblutung zeigt. Für ihn ist der tote menschliche Körper auch schön. Mich graust es. Obwohl dieses Grausen auch was Prickelndes hat. Nicht im erotischen Sinne, aber es hat etwas von einem Rätsel, von einem Geheimnis, von einer Geschichte. Leichen stimulieren meine Neugier. Ich möchte dann immer die Fragen nach dem Wer, Wo und Was klären, Mord, Unfall, Selbstmord?

»Magst du sie sehen?«

Ich nicke.

»Sie heißt Sabine Katz, siebenundzwanzig, war fesch, vermute ich.«

Wir gehen Richtung Obduktionsraum. Manfred führt, schiebt mich, nicht ohne mich an der Hüfte abzutatschen, den Gang entlang. Er lässt keine Gelegenheit, mich anzugreifen, aus. In Amerika wäre das sexuelle Belästigung, für mich ist es ein handgreifliches Kompliment.

Der Obduktionsgehilfe öffnet eine der Kühlkammern und zieht eine fahrbare Metallbahre heraus. Darauf, wie in jedem Fernsehkrimi, eine mit einem weißen Laken bedeckte Leiche mit Num-

mernschild. Bevor er das Leintuch vom Kopf wegzieht, schlucke ich und atme tief durch. Dann bearbeite ich meinen Kaugummi mit sich steigender Frequenz, so lange, bis meine Kiefermuskulatur zu krampfen beginnt. Es hilft ein bisschen und ist so ähnlich, wie einen Schmerz mit einem anderen Schmerz zu bekämpfen.

Wasserleichen sind die schlimmsten! Die Gesichter bis zur Unkenntlichkeit aufgequollen, die Lippen blau, aus den Gedärmen entströmen übelriechende Gase. Sabine K.s Körper liegt auf dem harten Metallbett wie einer dieser Luftballons, die man durch Drehen um die eigene Achse in Segmente abschnüren kann, nur stinkend.

Ich wende mich ab.

»Und, irgendwelche Zeichen von Gewalteinwirkung?«

»Nichts dergleichen, die hat sich einfach ins Wasser gestürzt, aus. Eine Leiche genau richtig für dich ...«

»Gut, fein. Kann ich ihre Anamnese und den Befund haben?«

»Ich lass ihn dir ausdrucken. Und jetzt essen gehen?«

»Wie du nach so einem Anblick, und vor allem Gestank, Appetit haben kannst!?«

»Soll ich verhungern? Alles im Leben ist Gewöhnung, sag ich doch immer.«

Manfred drückt sich an mich.

»Und? An mich könntest du dich nicht gewöhnen?«

»Ich bin an dich gewöhnt, aber eben auf eine freundschaftliche Art.«

Manfred seufzt.

»Na, ja dann warte ich eben weiter. Was kann ich tun, damit du dich freundschaftlich entwöhnst und libidinös an mich gewöhnst?«

Manfred und ich verlassen die Prosektur. In seinem Büro ordert er von seiner Sekretärin den Befund und drückt ihn mir sichtlich frustriert in die Hand.

»Da!«

Ich küsse ihn auf die Wange. Er erwidert den Kuss nicht.

»Danke, bist ein Schatz! Ich werde dich in meiner Arbeit erwähnen. Etwa so: ... und Herrn Prof. Machel danke ich für seine selbstlose, aufopfernde Unterstützung ...«

»Sei nicht gemein. Ich meine es ernst.«

»Sorry, ich meinte es nicht so ... Baba!«

Ich verlasse das Institut mit einem schlechten Gewissen. Aber ich kann nicht über meinen Schatten springen. Nur wegen einer Wasserleiche kann ich nicht so tun, als ob ich auf Manfred stehen würde.

Diesmal muss ich nicht mehr mit der U-Bahn fahren, denn meine Praxis ist nur fünf Minuten vom Gerichtsmedizinischen Institut entfernt, ich gehe zu Fuß. Die Bewegung tut mir gut, leider ist sie zu wenig, um meinen Kopf wieder freizubekommen. Ich würde gerne noch eine Runde laufen gehen, aber das geht sich vorm Beginn meiner Ordination nicht mehr aus.

In meiner Praxis wartet schon meine Mutter auf mich. Sie ist seit Beginn meiner selbstständigen Tätigkeit vor fünfzehn Jahren meine Assistentin, oder soll man besser sagen: meine Vorgesetzte? Mama hat, als ich mich niedergelassen habe, beschlossen, meinen Betrieb in die Hand zu nehmen. Anfangs war das auch sehr angenehm für mich, da ich mich um nichts kümmern musste, aber mit den Jahren ist mir ihre Bevormundung immer mehr auf die Nerven gegangen. In der letzten Zeit kommt auch noch ihre Vergesslichkeit dazu, die sie immer mir in die Schuhe schiebt. Ich traue mich aber nicht, ihr zu sagen, dass ich ihre Hilfe in Zukunft nicht mehr benötige. An der Zeit wäre es, denn Mutter ist immerhin schon vierundachtzig, auch wenn sie meint, dass sie fit wie ein Turnschuh sei.

Schon beim Öffnen der Tür höre ich sie telefonieren: »Leider, leider, diese Woche geht gar nichts mehr, nächste Woche?«

Ich werfe einen Blick auf meinen Terminkalender. Mindestens

drücke ich einen schmatzenden Kuss auf Michaels Mund und einen auf den Liebhaber zwischen seinen Beinen.

Es gibt Menschen, die duschen nach der Liebe. Das mag ich gar nicht, denn ich will, dass mich dieser Geruch noch die Stunden nachher einlullt. So als Erinnerung daran, dass es noch was anderes gibt als Elend und Kampf. Delikat?

Am Balkon ist es noch warm, der Mond zieht langsam weiter, der Wein wirkt. Das Leben ist so schön. Wir halten uns an den Händen und schweigen beredt, denn wir hören, was der andere denkt. So was ist wie ein Wunder, das man nicht durch Diskussionen kaputt machen darf. Auch wieder ein Versuch, das Ende des Glücks hinauszuzögern. Und dann kann man das Glück noch verlängern, wenn man Seite an Seite aneinandergeschmiegt einschläft. Denn der andere Tag ist fern und man verdrängt den Gedanken an den Morgen.

Auch verdrängte Gedanken werden einmal zur Realität. Als ich aufwache, weiß ich, heute wird ein Tag, vor dem ich mich schon die ganze Zeit gefürchtet habe. Noch könnte ich zurück, einfach liegen bleiben, mich noch einmal umdrehen, nicht zu diesem fürchterlichen Theater eilen, sondern am Weg in die Ordination einfach den Streckenfahrschein in den Donaukanal werfen und auf die Gerechtigkeit pfeifen.

Aber das Glück ist auch nur ein Geschäft, wo man für das Schöne bezahlen muss. So bestimmt es zumindest mein Über-Ich. Für den gestrigen Abend bin ich meinem Schicksal ordentlich was schuldig. Ich rufe das Foto von Michelangelos Gesicht während des gestrigen Mozartkonzerts ab. Ist noch da! Ich vergleiche es mit dem schlafenden Gesicht neben mir. Schauen sich gar nicht ähnlich, sind aber beide schön für mich. Ach Gott, was bin ich auf die Butterseite des Lebens gefallen!

Ich würde ihm ja noch gerne ein Frühstück machen, aber das geht sich gar nicht mehr aus. Außerdem nichts zu Hause außer

Marmelade und Kaffee. Also nur ein handschriftlicher Liebesbrief auf einem Teller: »Zum Frühstück meine Leidenschaft für dich. Alma.«

Dann verschwinde ich ganz leise, weil ich mir unangenehme Fragen ersparen will. Wenn Michael wüsste, was ich zu tun beabsichtige, würde er mich einschließen und bewachen.

Ungeduscht, im selben Kleid wie gestern, ohne Frisur, flüchte ich aus der Wohnung. Am Weg zur U-Bahn bilde ich mir ein, dass ein jeder Passant meinen Körpergeruch wahrnimmt. Was mir gestern noch einen olfaktorischen Genuss bedeutete, ist mir heute Morgen peinlich. Tja, die Hormone bestimmen auch meine Einstellung dazu, was mir gerade angemessen oder unanständig vorkommt. Darum habe ich heute in der U-Bahn auch mehr Verständnis für die morgendlichen Lemuren. Die Armen leiden doch nur an einem erniedrigten Serotoninspiegel. Und dafür können sie nichts!

Je näher ich dem Theater komme, desto mulmiger wird mir. Mehrmals überlege ich, ob ich nicht doch umdrehen sollte. Aber das geht nicht. Ich bin eine, die *muss* immer alles, was sie begonnen hat, zu Ende führen. Kurz erwäge ich auch, den Brunner einbrechen zu lassen. Immerhin war sie seine Freundin und immerhin will er seine Rache. Ich nicht. Ich sage mir: »Alma, was soll schon sein? Wenn er da ist, dann frage ich ihn einfach, ob sie meinen Ring gefunden haben, den ich möglicherweise, als ich aus dem Puppenkopf geschlüpft bin, abgestreift habe. Das ist logisch.«

Es beruhigt mich, dass ich von der Platzer ein SMS bekomme: »Tür aufgesperrt, er nicht da. Kommt heute sicher nicht, denn Besprechung für Förderung bei Kulturamt.«

Birgits SMS ist fehlerlos – wie bei Mama –, wahrscheinlich kontrolliert sie, ob kein Beistrich falsch gesetzt ist. Danke, liebe Birgit, da fällt mir ein Stein vom Herzen. Danke, liebes Kulturamt mit deiner umständlichen Bürokratie, lass ihn bitte lange, lange

warten, am besten bis Mittag. Der Weg von der Station Taubstum-
mengasse bis zum Hof des Theaters ist mein Canossagang. Jetzt
weiß ich, wie sich Heinrich IV. gefühlt haben muss, als er sich zu
Papst Gregor irgendwas sechster, fünfter – muss ich nachlesen,
vergessen – begeben musste. Man muss es tun, aber man will es
nicht tun.

Als ich im Durchgang zum Hof stehe, wieder der Impuls zu
flüchten. Mein innigster Wunsch: umdrehen; mein Auftrag und
auch meine Neugierde befehlen aber: »Geh rein!«

Ich spaziere möglichst unauffällig (ist ja blöd, denn welcher
Mensch sollte sich für eine Frau interessieren, die dieses ärmliche
Etablissement besucht) zum Eingang – offen. Ich drücke die Tür
vorsichtig auf und bin drin. Ziemlich finster, auch bei Tag kein
Licht, da eben Hof und Parterre. Ich traue mich nicht die Lampen
einzuschalten, sondern leuchte mit meinem Taschenlampen-App
am Handy. Die Elektronik ist manchmal doch ein Segen! Dann
starte ich schnurstracks Richtung Geheimtür. So einfach, wie die
Erika mir das Aufsperrn mit den verschiedenen Buntbartschlüs-
seln geschildert hat, ist es leider nicht. Der mit dem S-Bart geht
nicht mal in das Schloss hinein, den Z kann ich zwar hinein-
schieben, aber von Sperren keine Rede. Beim Σ -Bart klemmt es
beim Umdrehen und der t ist zu klein. Erst beim C tut sich was.
Zwar muss ich auch hin und her drehen, aber als ich ihn ein Stück-
chen herausziehe, merke ich, dass es klackt. Offen! Bravo, Alma,
deine Verbrecherkarriere ist einen großen Schritt weiterge-
kommen!

Drinnen stockfinster. Ich schließe hinter mir die Tür. Als diese
zu ist, fällt mir ein, dass der Schlüssel außen noch steckt. Also
wieder raus und den C-Bart abziehen. Da scheitere ich vorerst.
Rein ging er, aber raus? Die Hin- und Herprobiererei kostet wert-
volle Zeit und macht mich nervös. Da geht dann gar nichts mehr,
wenn ich zu hudeln beginne: »Alma, tief durchatmen und einfach
so retourdrehen, wie du vorher hineingedreht hast.« Leider kann

ich mich nicht mehr erinnern, wie ich das gemacht habe, denn diese Tätigkeit habe ich nicht gedanklich dokumentiert. Ich versuche es dann so, als ob ich eine Vene punktieren würde, die nicht zu sehen ist. Tasten und fühlen. Tasten und fühlen. Tasten und fühlen. Endlich, mit geschlossenen Augen, sozusagen eins mit dem C-Bart, rutscht der Schlüssel wieder raus. Wieder rein und Tür hinter mir zuziehen.

Ich schalte das Handy-App-Light an, hoffentlich geht der Akku nicht aus, gestern aufladen vergessen. Wahnsinn! An den Wänden hängen die Figuren dicht aneinandergedrängt. Schaut aus wie eine Ausstellung von mumifizierten Erhängten. Die Puppen starren mich an. Ich konnte schon als Kind nicht im Prater mit der Geisterbahn fahren und jetzt als Erwachsene würde es mich auch gruseln. Das hier ist die Geisterbahn hoch, hoch, hoch Tausend. Grauslich schön! Diese Gesichter, tatsächlich schaurige Kunstwerke! Da ist der Bub von gestern, da ein Greis mit langer weißer Perücke, mit verzogenem Mundwinkel, wie bei einer Facialispause, da die bezaubernde rothaarige Natalie aus dem Stück, das ich mit Mutter gesehen habe, Klaus Kinski, Brigitte Bardot, ein Monster wie aus der Adamsfamily, Quasimodo mit Riesenschädel, ein süßer Page mit strahlend blauen Glasaugen, und, und, und ...

Ich suche die Puppe, die der Frau auf dem Fahndungsfoto ähnelt. Ich reiße mich zusammen, um mich nicht am Anblick der anderen Puppen zu verzetteln. Also Konzentration auf die Frauenfiguren, vor allem die mit blonder Perücke. Keine passt. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Puppen anzugreifen, um zu schauen, ob hinter ihnen noch die gesuchte versteckt ist. Unheimlich, so wie wenn ich gerade frisch Verstorbene berühren würde. Ihre Hände sind nicht kalt. Sie greifen sich einfach wie welche in Handschuhen an. Bei meiner Suche finde ich hinter Brigitte Bardot, die in trauter Zweisamkeit neben dem Klaus Kinski hängt, einen Kasten. Der ist auch verschlossen. Also wieder Buntbartschlüssel ausprobieren, tatsächlich, der kleine t sperrt. Drinnen

Papier, Texte. Ich ziehe ein Skript aus den Stapeln heraus: »Theateroperette.« Das Spiel, das wir gesehen haben. Und darunter gedruckt: »Theaterstück © Sabine Katz.« Ich fotografiere das Deckblatt. Dann das nächste Skriptum: »Am Hund, Theaterstück © Sabine Katz.« Und das nächste, wieder »Theaterstück © Sabine Katz«. Ich beeile mich, einige Deckblätter abzulichten. Alle Papiere kann ich nicht durchschauen, das würde sich nicht ausgeben. Glücklicherweise kann ich den Kasten ohne größere Probleme wieder abschließen, nachdem ich die Skripten wieder sorgfältig an ihren Platz zurückgelegt habe. Na ja, Übung macht den Meister, auch beim Einbrechen. Jetzt drängt die Zeit! Drum drehe ich die Puppen ziemlich wahllos um, damit ich die Fahndungspuppe finde. Die muss doch auch da sein, das gibt es doch nicht. Keine Spur.

»Alma, denken!«, sage ich mir, »Wo würdest du sie hinstauen?«

»Nicht zu den anderen, irgendwo extra, da wo die Puppen nie hingestaut würden.« Also nicht in diesem Raum, vielleicht in seinem persönlichen Spind? In der Garderobe? Ich verziehe mich also. Das Zusperrren klappt schon viel besser, aber mein Akku hat kaum mehr Sprit. Also Licht sparen, braucht sonst zu viel. Das menschliche Auge passt sich schnell an die Dunkelheit an, drum brauche ich auf meinem Weg zur Garderobe kein Licht-App mehr. Ich weiß noch von meinen Barbesuchen, wo die sein muss, weil die Schauspieler nach der Vorstellung aus der dritten Tür rechts herausgekommen sind. Die ist offen, aber dafür alle fünfzehn Spinde verschlossen. Welcher könnte seiner sein? Klar, der größte, der Doppelspind, den nehme ich mir vor. Meine Buntbarschlüssel sperren natürlich nicht, weil diese Metallkästen moderne Schlösser haben.

Und jetzt auch noch ein Geräusch, wie wenn die Außentür geöffnet wird! Ich erstarre. Vorsichtig luge ich durch den Minispalt des Garderobeneingangs hinaus. Eine Frau mit Kopftuch mar-

schiert resolut durchs Foyer. Die Putzfrau? Richtig geraten, denn sie verschwindet im Zuschauerraum. Ich atme durch, jetzt aber flotti, flotti.

Manchmal hat man einfach Glück, manchmal klappt einfach alles. Der liebe Gott will, dass ich nicht entdeckt werde, und er will, dass Piechen zu ihrem Recht kommt. Denn was sehe ich? An einem unbenutzten Spind steckt ein Schlüssel von außen.

Gut, dass es auf der Uni die gleichen Metallspinde gab. Manfred ist damals zufällig draufgekommen, dass er mit seinem Schlüssel (ich hatte meinen Schlüssel verloren, klar, ich Schussel) nicht nur meinen Kasten, sondern alle anderen auch aufsperrn konnte. Ich probiere den Schlüssel beim Doppelspind aus. Er passt tatsächlich und sperrt.

Aber die Türe quietscht – nicht geschmiert. Drum hoffe ich, dass die Putzfrau bald den Staubsauger anwirft, um nicht gehört zu werden. Wieder wertvolle Zeit verloren. Ungeduldig ziehe ich vorsichtig an einem Flügel des Spinds. Durch den Spalt kann ich schon schemenhaft eine Figur, auf dem Boden liegend, wahrnehmen. Endlich Lärm, allerdings nicht der Staubsauger, sondern lautes Radio. Ich reiße die Tür ganz auf – und?

Drinnen liegt tatsächlich die Puppe vom Foto, zusammengekrümmt, feucht, schon mit Schimmelbefall. Das Gesicht ist nicht das Abbild von Sabine Katz. Es ist das eines jungen Mädchens, auch blond. Ich ziehe die Figur heraus und fotografiere sie mehrmals, von vorne und von der Seite. Dann lege ich sie wieder zurück, so wie ich sie vorgefunden habe. Kasten zu, Schlüssel wieder an den offenen Spind und raus, noch ein Blick durch den Türspalt, ob die Luft rein ist. Sie ist rein. Die Putzfrau werkelt laut im Zuschauerraum, dessen Eingang weit offen steht. Ich warte, bis sie mir ihren gekrümmten Rücken zuwendet, dann durchquere ich das Foyer. Geschafft, draußen. Wenn ich bei der Servitenkirche vorbeikomme, werde ich zum Dank noch mindestens zehn Kerzen anzünden, die teuren für zwei Euro sogar.

In der Hofeinfahrt kontrolliere ich, ob ich wohl alle meine Siebensachen bei mir und nichts drinnen vergessen habe: die fünf Buntbartschlüssel, Handy, Handtasche, da ich in solchen Stresssituationen nämlich immer etwas vergesse.

Am Weg zur U-Bahn-Station – nur mehr drei Fahrten am Ticket! – schaue ich in meiner Fotogalerie am Handy nach. Alle Bilder da und sogar scharf. Toll, und das bei mir als bekennender Antifotografin. Um meine Begeisterung mit Mutter zu teilen, werde ich ihr ein Foto der Puppe auf ihr Smartphone schicken. Unter »Mutter« im Adressbuch finde ich sie nicht. Zu blöd, hab total vergessen, sie abzuspeichern. Aber ihre Telefonnummer muss doch noch auf der Protokollliste der eingegangenen SMS sein? Ich checke die SMS von gestern Abend. Tatsächlich, da ist die Nummer. Ein Klick, und das Foto wird gesendet. Alma, du bist großartig! Jetzt ist der Akku aber wirklich am Ende. Gerade noch ausgegangen, bevor sich das Telefon abschaltet.

Vor Arbeitsbeginn besuche ich noch schnell meine Lieblingskirche in Wien, die Servitenkirche, um meine Dankeskerzen anzuzünden. Wie viele habe ich versprochen, dass alles gut gegangen ist? Zehn? Also zehn. Ich platziere die zehn Zwei-Euro-Kerzen unter der strengen Aufsicht einer älteren Gläubigen in Reih und Glied auf den dafür vorgesehenen Metallständer, wo schon etliche Kerzengenossen brennen. Um meine anzuzünden, borge ich mir eine Flamme von einem Nachbarlicht. Als alle Lichtlein leuchten, will ich zahlen. Nein, das darf nicht wahr sein, nur fünfzehn Euro in meiner Geldbörse. Die Kirchenbesucherin zählt nickend mit, als die Münzen am Boden der Metallkasse laut auftreffen. Nach nur acht (sieben mal zwei Euro und ein Einer) Klingeltönen statt zumindest zehn wirft sie mir einen bösen Blick zu. Ich lächle verlegen zurück und sag leise in ihre Richtung: »Ich bring den Rest später ...« Das werde ich auch sicher tun, schon wegen der Ehrlichkeit und wegen meines Aberglaubens.